

[Nachdruck verboten.]

48]

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Diese Saeta bedeutete nicht weniger als den ersten Schuß in einem Kampfe, der den Ausbruch von endlosen Explosionen einleitete. Noch war sie nicht verklungen, und schon hub eine andere an und noch eine andere, hier und dort, wie wenn der Platz ein Niesenbauer verrückter Vögel gewesen wäre, die nur der Anregung eines ihresgleichen bedurft hätten, um auf einmal in wilder Unordnung ihre Stimmen zu erheben. Die tiefen und heiseren Stimmen der Männer vereinigten ihren Haßton mit den trillernden Klängen der Weiberstimmen. Alle sangen, die Augen unterwandt auf das Bild gerichtet, als ob jeder allein davor stünde. Vergessen war die Anwesenheit der anderen, und taub für die fremden Stimmen rang sich jeder durch die verwickelte Tonleiter seiner Strophe hindurch, ohne sich von den durcheinander tollenden Dissonanzen der fremden Saetas beirren zu lassen.

Unbeweglich hörten die Nazarener zu, auf Jesus schauend, der diesen Gesang entgegennahm, unter der Last des Kreuzes und dem stechenden Schmerz der Dornen, bis der Leiter der Schar mit einem silbernen Steden gegen das Borderteil der Plattform schlug.

„Hoch!“ . . . Nach einigen Schwankungen erhob sich der „Herr der großen Macht“ in die Höhe, und wie Fühlhörner begannen sich die Füße der unsichtbaren Träger über den Boden hin zu bewegen.

Hinter diesem Bilde kam die heilige Jungfrau, „Unsere Herrin vom größten Schmerz“, denn alle Pfarren stellten zwei Gruppen, die eine zu Ehren des Sohnes Gottes und die andere zu Ehren seiner heiligen Mutter. Unter einem Thronhimmel von Samt zitterte die goldene Krone der „Herrin vom größten Schmerz“, umgeben von zahllosen Lichtern. Die Schleppe des weiten Mantels wallte, mehrere Meter lang, hinter dem Bilde herab, aufgebauscht durch eine Art Krinoline aus Weidengeflecht, und zeigte die Pracht der Stickerien, in der sich die Geschicklichkeit und die Geduld einer ganzen Generation erschöpft hatten.

Die Kapuzenmänner mit ihren flackernden Kerzen begleiteten die heilige Jungfrau. Zitternd glitt der Keiser der Dichter über den königlichen Mantel, der überallhin lebhaften gleichenden Schein verbreitete.

Trommler schlugen den Wirbel, und seinem Takt folgte eine Schar Weiber, deren Körper in Dunkelheit gehüllt war, während die Gesichter unter dem Schein der brennenden Kerzen hochrote Tönungen zeigten. Es waren alte Weiber mit der Mantille, junge Dirnen mit weißen Gewändern, die ihnen einst als Sterbekleider dienen sollten, Frauen, die sich mühsam vorwärts schleppten mit ihren wie infolge geheimer und kläglich Vergehungen geschwollenen Leibern — alles ein großer Zug von starrer Menschheit, dem Tod entronnen durch die Gnade des Herrn Jesus und seiner heiligen Mutter, die sich nun hinter ihren Bildern schleppte in Erfüllung eines Gelübdes der Dankbarkeit.

Nachdem die heilige Bruderschaft die Straßen langsam unter häufigem, von Gesängen begleitetem Aufenthalt durchzogen, betrat sie die Kathedrale, deren Türen die ganze Nacht geöffnet blieben. Der lichtübergossene Zug drang in die gigantischen Schiffe des wegen seiner ungemainen Größe beinahe unheimlichen Tempels und zog die enormen Pfeiler, die mit karmesinrotem, goldgestreiftem Samt beschlagen waren, aus dem Dunkel hervor, ohne jedoch die dichte, unter den Gewölben brütende Finsternis zu verschonen.

Die Nazarener nahmen sich in der rötlichen Helle des Kerzenscheins wie stachelige schwarze Insekten aus, die dicht am Boden wimmelten, während oben in der Höhe die Nacht zäh ihr Reich behauptete.

Sie schritten von neuem aus dem Dunkel der Kathedrale hinaus in die Straßen, und die Sonne stieg schließlich empor und überraschte die Prozession, verlöschte das Licht der Kerzen und spiegelte sich funkelnd im Gold der heiligen Gewänder.

Gallardo war ein begeisterter Verehrer des Herrn der großen Macht und des imposanten Schweigens seiner Bruder-

schaft. Ein wahrhaft solider Verein! Bei den anderen Gruppen war es leicht möglich zu lachen über den Mangel an Andacht und über die Niederlichkeit der Brüder, aber über seine Bruderschaft unterstand sich keiner zu spotten. Er fühlte einen Schauer der Rührung, wenn er das Bild des Heilands betrachtete, „die erste Skulptur der Welt“, und den majestätischen Aufzug der Bruderschaft. Außerdem zählte diese nur vornehme Leute zu ihren Mitgliedern.

Trotz alledem hatte sich der Lorero entschlossen, in diesem Jahre keine alte Bruderschaft zu verlassen und in jene der Macarena einzutreten, die in der Prozession die wundertätige Heilige Jungfrau der Hoffnung geleitete. Die Sennora Augustias freute sich ungemein, als sie seinen Entschluß vernahm. Er schuldete dies wirklich der Heiligen Jungfrau, die ihn bei der letzten Corrida so wunderartig gerettet hatte.

„Galt zu den Deinen, mein Junge. Gut und schön, daß Du mit den feinen Leuten verkehrst, aber denke auch daran, daß die Armen Dich sonst immer lieb gehabt und jetzt angefangen hatten, gegen Dich zu munkeln, weil sie glauben, daß Du sie gering schätest.“

Das wußte Gallardo nur zu gut. Der lärmende Pöbel, der im Stierzirkus die dachlosen Sonnenplätze einnahm, begann einen gewissen Groll gegen ihn zu äußern, weil er sich von ihm vernachlässigt glaubte. Man kritisierte seinen Umgang mit den reichen Leuten, und daß er sich von denen, die früher seine größten Enthusiasten gewesen, fernhielt. Um diese wachsende Erbitterung zu beschwichtigen, griff Gallardo mit der skrupellosen knechtischen Unterwürfigkeit derer, die vom öffentlichen Beifall leben müssen, zu allen Mitteln, dem Pöbel zu schmeicheln. Er hatte die einflussreichsten Mitglieder der Macarener-Bruderschaft besucht, um ihnen mitzuteilen, daß er in ihrer Prozession gehen wolle. Dem Volke sollte das verschwiegen werden. Er tue es lediglich als frommer Christ und wünsche nicht, damit Staet zu machen.

Einige Tage später jedoch sprach die ganze Nachbarschaft mit Stolz von dieser Neuigkeit. Da solle man einmal sehen, wie schön die Mutter Gottes de la Macarena dieses Jahr auftreten werde! Man verschmähte die Reichen der „Großen Macht“ mit ihrer wohlgeordneten, faden Prozession, und man hatte bloß Interesse für deren Rivalen auf der anderen Seite des Flusses, die ungebundenen Burchen von Triana, die so stolz waren auf ihre „Heilige Jungfrau zum Schutz und Schirm“ und ihren „Christus des frommen Sterbens“. Es wird sich der Mühe verlohnen, die Macarena zu sehen — so hieß es im ganzen Viertel, wo der Entschluß des Loreros lebhaft kommentiert wurde. — Die Sennora Augustias wird den Baso (Statuengruppe) mit Blumen schmücken, fünfhundert Pefetas mindestens wird sie daran wenden. Und Juanillo wird der Jungfrau alle seine Schmudsfachen anhängen; ein ganzes Vermögen!

Und so war es: Gallardo las seine und seiner Frau Juwelen zusammen, die Macarena zu schmücken. An den Ohren sollte die Muttergottes Ohrringe Carmens tragen, die er einst für sie in Madrid von dem Ertrage mehrerer Stiergefechte gekauft hatte; um die Brust eine doppelte goldene Kette von ihm selbst, und auf ihr, wie Perlen angereicht, alle seine Ringe und die großen Brillantknöpfe, die er am Vorhemd trug, wenn er für den Kampf kostümiert war.

„Ei, wie hübsch ausgestattet wird unsere braune Jungfrau sich sehen lassen!“ sagten die Gebatterinnen der Nachbarschaft unter bewundernden Ausrufen. „Juan bezahlt alle Kosten, Halb Sevilla wird vor Reid bersten.“

Wenn Gallardo darum befragt wurde, so lächelte er bescheiden. Er hatte bekanntlich stets eine große Verehrung für die Macarena gehegt. Sie war die Mutter Gottes des Viertels, wo er geboren war, und außerdem hatte sein seliger Vater in keinem Jahr versäumt, in dieser Prozession die Rolle eines „Bewaffneten“ zu übernehmen. Es war eine Ehre, die der Familie zumut, und wenn es ihm gestattet wäre, würde er selbst den Helm aufsetzen und die Lanze ergreifen, um als römischer Legionär mitzugehen, wie vor ihm so viele Gallardos, die schon längst die Erde deckte.

Ihm schmeichelte diese fromme Popularität; er wünschte, daß der ganze Stadtteil seine Beteiligung an der Prozession erfahre, aber gleichzeitig fürchtete er, daß die Nachricht sich zu sehr nach dem Mittelpunkt der Stadt verbreite. Er glaubte

In die Heilige Jungfrau, und in seinem frommen Egoismus lieb er es sich angelegen sein, gut mit ihr zu stehen, im Hinblick auf zukünftige Gefahren; aber er dachte mit Unbehagen an die Scherze und Spöttereien seiner Freunde, die sich in den Kaffeehäusern und Klubs der Sierpesstraße vereinigten.

„Sie werden mich furchtbar aufziehen, wenn sie von der Sache Wind bekommen.“ so sagte er sich. „Man muß mit jedermann zu leben wissen.“

Am Abend von Gründonnerstag ging er mit seiner Frau in den Dom, um dem Miserere beizuwohnen. Der Tempel mit seinen unsinnig hohen gotischen Bogen war ohne andere Beleuchtung, als die, welche einige rötlich brennende, an den Pfeilern stehende Kerzen kärglich spendeten, gerade genug, damit man nicht im Dunkeln zu tappen brauchte. In der Höhe des Chores leuchtete aus der Dunkelheit ein rotes Sternbild, die Richter für die Musik und die Sänger. Das Miserere von Esclava entsandte seine heiteren italienischen Melodien in diese beklemmende, aus Schatten und Geheimnis gewobene Atmosphäre. Es war ein andalusisches Miserere, fädelnd und grazios, wie der Flügel Schlag eines Paradiesvogels, mit Romanzen, die wie Liebeserennaden anmuteten, und mit Chören, die Kundgefängen lustiger Zecher glichen; es war der Ausdruck des Wonnegefühls, in einem so süßen Land zu leben, das den Tod vergessen macht und über die düsteren Momente der Passionsgeschichte hinweghüht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Skjoldborg. — Verechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Heldt.

3.

Sara und Boel stehen im Brauhause und scheuern Milcheimer. Es geht ihnen von der Hand, als sei es ein Spiel. Die großen Eimer kreisen in ihren Händen so leicht, als flögen sie von selber. Und die Muskeln spielen in den nackten Armen, die unter der Arbeit ewig Platz und Stellung in der Luft wechseln. Boels Arme sind die dickeren und trockneren, die älteren; die Ellenbogen haben eine verhärtete Haut. Saras Arme dagegen sind weich und rundlich, mit einer dunklen Falte im Gelenk, wenn sie sich beugt. Und dann ist die Haut leuchtendweiß und zart.

Aber gleich stink brauchen die beiden ihre Hände, und das Klaffen der Eimer auf der Steindiele schallt durch den großen Raum.

Dazwischen wird hin und wieder ein Wort gesprochen.

„Klaubbst Du denn wirklich, daß Du mir einreden kannst.“ — Boel schwingt den Eimer, dessen blanke Rundung im Licht funkelt — „Du habest noch nie eine Mannsperson geküßt?“

„Es ist wahr!“ Sara nickt energisch.

„Wa—h!“ Boel hebt den Laut aufs äußerste, und ihr schallendes Gelächter vermischt sich mit dem Geräusch der Blecheimer.

Sara läßt die Arme sinken; an den runden Ellenbogen bilden sich kleine Grübchen. Sie richtet den Blick groß und voll auf Boel und sagt: „Ja, beim Himmel, es ist so!“

„Dann ist es wahrhaftig Zeit, daß Du es probierst, meine Beste!“ Boel lacht abermals; ihr Mund ist unglaublich groß und heißhungrig.

Wiederum bewegen sich die nackten Arme und wechseln ständig Platz und Stellung in der Luft.

Der Wiesenhofbauer schleicht auf seinen Pantoffeln durch das Brauhause. Er steht still und richtet in liebevollem Ton ein paar freundliche Worte an die Mädchen. Seine Augen werden ganz klein, wenn er Sara betrachtet, die über die nasse Steindiele trippelt; ihre Kniegelenke sind geschmeidig und fest gebaut.

Nachdem er sich entfernt hat, bemerkt Boel: „Du kannst glauben, den Alten juckt der Gaumen, hä, hä, hä!“

Aber Sara bückt sich schweigend; sie fühlt sich unangenehm berührt durch solche Andeutungen.

Während sie so dasteht in ihrem strammen, um die Hüften schließenden baumwollenen Kleide kommt Sören vorbei, der Großknecht, und versetzt ihr in aller Geschwindigkeit einen Schlag hinten drauf.

„Naa,“ sagt Boel, und Sören trifft ein vernichtender Strahl ihrer schwarzen Augen, „wilst Du Dich schämen!“

Und während sie den Eimer schwingt, daß der eiserne Bodenreifen surrt, wendet sie sich an Sara:

„Du bist wohl nicht so unschuldig, wie Du mich glauben machen willst: auf alle Fälle verstehst Du es gut, Dich einzuschmeicheln und Leder zu machen!“

„Wie kannst Du nur so etwas sagen, Boel!“ antwortet Sara vorwurfsvoll, indem sie mit dem Handrücken den dunkelroten Haarwusch aus der Stirn streicht.

„Oh — Du verstehst gut genug zu schmeicheln; aber ich rate

Du mir, 'aß Sören in Ruh; Du hast mit ihm doch noch keine Kinder — wenigstens bis jetzt nicht!“

„Ach!“ Sara ist ganz ärgerlich und macht eine Bewegung, als schüttle sie etwas ab.

„Ja, ja, meine Gute, Deine Zeit kommt auch noch! Die Mannskente sind übrigens ein Pack, alle miteinander; aber man kann sie ja trotz alledem nicht in Ruhe lassen!“

Gleich darauf stößt Boel einige gurgelnde Töne hervor; es soll wahrscheinlich irgendeine Melodie vorstellen.

In dem Raum, in dem sich täglich die Leute aufhalten und der wie eine behagliche Bauernstube eingerichtet ist, wird zu Mittag gegessen. Man isst gut auf dem Wiesenhofe. Bei den anderen Mahlzeiten wird Niels, dem Bauern, dieser oder jener gute Bissen ins Schlafzimmer hineingebracht, aber die Mittagsmahlzeit wird, wie es der Brauch ist, mit den Leuten gemeinschaftlich eingenommen.

Sie sitzen alle vergnügt vor der dampfenden Kohlsuppe mit warmem Speck und Schafsfleisch und lassen sich das gute Essen wohl schmecken. Die Bäuerin ist draußen, und Boel läßt ihr Mundwerk laufen.

„Ja, Ihr habts schlimm, Ihr armen Mannskente! Nun könnt Ihr ins Bett kriechen mit einem vollen Bauch und ein paar Stunden schnarchen, während wir Frauenzimmer Eure schmutzigen Keller reinmachen können.“

Die Knechte sehen sich an und lachen. Da ist keiner, der es so recht mit ihr aufzunehmen wagt; aber zuhören mögen sie ihr gerne, wenn sie, so wie jetzt, in Stimmung ist.

„Ja, Du bist ein klein wadres Mädel, Boel!“ lacht Sören, der Großknecht, um sie zu reizen.

„Das haben schon viele gesagt, denn Ihr seid alle einander gleich. Wo Du Dich wohl gestern Abend aufgehalten hast, bester Sören; mir scheint, Du siehst so mitgenommen aus heute!“

„Ha, ha, ha!“ lacht der Wiesenhofbauer und nagt an einem Knochen.

Aber Anders, der Sohn, blickt zu Sara hinüber, die so merklich fremd dastht und auf ihren Keller starzt.

„Hör mal, Kleine,“ — sie wendet sich an Sara — „möchtest Du mir ein Stück Brot reichen!“ Sie beißt mit ihren scharfen Zähnen eine dicke Rinde durch.

„Du kannst famos beißen, Boel,“ bemerkt Anders.

„Ja, ich habe nicht solch Kammerzeug wie Du. Ich brauch Gott sei Dank mein Essen nicht in mich reinzulutschen.“

In solcher Tonart geht es weiter.

Der Großknecht sucht sich ein besonderes Stück Schafsfleisch aus.

„Du willst wohl Lammfleisch haben, mein Freund? Das wollt Ihr alle, Ihr sauberen Burschen!“ Sie rülpscht laut. „Und unser Alter da am Tischende ist auch kein Kostverächter!“

„Du führst eine etwas freie Rede, Boel!“

„Das kommt daher, Wiesenhofbauer, daß ich ein gutes Gewissen habe.“ Boel rülpscht abermals, daß es im ganzen Zimmer zu hören ist. „Ich weiß nicht, wie es Dir damit geht!“

Der Wiesenhofbauer lacht und wischt sich das Fett aus den Mundwinkeln.

Man hört die Frau kommen.

„Nun wird man den Schnabel halten müssen. Und dann setzt Euch mal ordentlich hin, Kinder, denn nun kommt Mutter!“ —

„Nicht wahr, mein Lämmchen?“ fügt sie hinzu und streichelt Sara lieblosend die Wangen. Aber Sara stößt sie fort.

Die Bäuerin Wären setzt sich hoch und breit, und es wird stille im Lager.

Die Männer schielen allesamt hinüber nach Sara. Sie können die Augen nicht von ihr wenden; denn sie sieht gerade im Licht so frisch und jung. Das ausgeschnittene baumwollene Kleid umschließt dicht ihre festen Schultern. Ihre Zähne schimmern hinter der kurzen Oberlippe. Sie hat die zarte Haut der Sommerprossigen; das rötliche Haar liegt in goldigem Glanz auf ihrer Stirn. Und wenn sie ihre großen blauen Augen mit dem Ausdruck der erstaunten Unschuld ausschlägt, die zum ersten Male in die Welt hinausblinzelt — dann fühlt sich alles zu ihr hingezogen.

Sie merkt es nun selber. Halb beschämt antwortet sie der Bäuerin auf eine Frage, und ihre Stimme klingt wie ein silbernes Glöckchen neben der rauhen, geborstenen Stimme Boels.

Als sie vom Essen aufstehen, betrachtet Anders sie mit heißen, begehrlichen Blicken. Und Sara geht in ihre Kammer hinein, um einen Augenblick allein zu sein.

Sie öffnet das Fenster, damit der kühlende Wind hineinbringen kann, und steht ans Fensterbrett gelehnt da, als ob sie träume.

Wie erwachend fährt sie zusammen, springt zurück, macht sich vor dem Spiegel zurecht und begibt sich eilig an die Arbeit.

Am Nachmittag kommen ein paar junge Freunde aus der Familie des Wiesenhofbauern. Sara entdeckt, daß Anders draußen im Hofe steht und sich mit dem einen jungen Mädchen unterhält. Wenn sie sich ganz hinauslehnt aus dem Fenster des Brauhauses, kann sie sie sehen. Das Mädchen ist fein gekleidet; sie steht mit über der Brust gefalteten Händen und wiegt sich in den Hüften, und dann und wann beugt sie sich vornüber und schlägt einen Vogen mit der Zehenspitze. Sara sieht es ihrem Rücken an, daß sie lacht. Anders spricht, und Sara weiß, was er sagt, weiß auch, wie weich die Worte diesem Munde entspringen können.

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Belletristik.

**Der stolze Lumpenkrum.** Roman von Annemarie v. Kathusius. Verlag Otto Janke, Berlin.

Konfrontiert man diesen Anlage- und Bekenntnisroman der jungen Annemarie v. Kathusius mit den erbaulichen Schriften ihrer Großmutter, der Familienchriftstellerin Kathusius, die frömmelnd unsere Vorfahren labte, so könnte man die Enkelin beinahe eine Revolutionärin nennen. Schon daß die Enkelin ihrem Buch einen Nietzsche-Barthustraspruch als Motto voranstetzt, würde dem pietistischen Herzen der alten Dame einen Stich geben, im Grabe aber würde sie sich umdrehen, könnte sie noch lesen, wie der junge Sproß ihres adeligen Stammes sich hier mit mutiger Offenheit gegen das Junkertum auflehnt und die Ritter ohne Furcht doch reich an Tadel, jene zeitlebens sorglosen Standesherrchen, die im Jagen, Reiten, Prassen völliges Genügen finden, in der ganzen Dede ihres Schmarotzbaseins zeigt. Die Verfasserin — man darf sie wohl mit der Heldin ihres Romans identifizieren — ist am eigenen Schicksal der Hohlheit, der Verlotterung, der Brutalität dieses repräsentativen Junkertums inne geworden, und in einer herzlosen, wüsten Ehe mit einem solchen uniformierten Gelden sind ihr die Augen und die Gedanken ausgegangen. „Nicht woher ihr kommt, mache fürderhin eure Ehre, sondern wohin ihr geht“, sagt Marie v. Kathusius an den Anfang ihres Romans. Die Aristokratin sieht in den Vorrechten der Geburt, in der privilegierten Standesehre und dem daraus entspringenden, nach außen glänzenden Leben nichts als stolzen Lumpenkrum. Sie denkt darüber nach, „wohin sie gehen“, diese aufgeblasenen Auserwählten. Haben sie ein Ziel, es sei denn: im Wohlleben zu prozen; haben sie Ideale, diese Genüßlinge? Es könnte ein großer Luftsturz über uns kommen, sagte die Tochter des Junkertums, wie erbärmlich, wie hilflos würdet ihr Aristokraten, eurer Privilegien, Scheinherrschaft und Titel beraubt, dann am Boden liegen! Im überläuteten Glend ihrer Familie, die ihr gewissenlos spekulierender Vater an den Ruin brachte, in ihrer nur durch Sinnenreiz zusammengeklebten Ehe wird es ihr offenbar, daß hinter dem täuschenden Schein und den großen Gebäuden der Standesherrschaften nur Dummheit und Stumpfheit verborgen sind. Ihr Geist aber sehnt sich nach reinem Menschengut. Diese Sehnsucht gibt ihr die Kraft, sich aus dem herabziehenden Sumpfe der junkerlichen Titelmenschen zu reiten, hinüber in jenes freie, von Traditionen losgelöste Leben der Nur-Menschen, das eine Aufgabe und einen Sinn kennt. Sie löst die Ehe mit dem Manne, mit dem sie nur Geschlechtsstammel verband, und lernt das höchste und Befeligendste: **Arbeiten**. In ihrem Abgabebrief relapitalisiert sie leidenschaftlich ihre Entdeckungen, die ihr den Fels vor der aristokratischen Sippe heibrachten und sie die Ueberwindung des „stolzen Lumpenkrums“ lehrten. In diesem Schlußbriefe erhebt sich die Verfasserin zu innerster Klarheit, und eine scharfe Blut des Herzens gibt der Sprache ihren Impuls. Nicht durchweg beherrscht sie in den vorangehenden Kapiteln ihren Stoff; die Gesplogtheit der Frauen, zuviel Dinge auf einmal, und somit keines richtig zu Ende zu denken, bringt auch hier in Reflexion, Form und Stil eine Lockerung des Themas, und die Gesellschaftspsychologie wird zuweilen stark von rein weiblichen Empfindungen beeinflusst. Sieht man tiefer, so will es scheinen, als ob die Verfasserin stärker als Weib denn als sozial fühlende enttäuscht worden wäre. Eine etwas romantische Sexualität läßt sie ihren Durchschnittsmann, der als Beweisfigur für die Untertierigkeit der Junker hingestellt ist, ewig mißverstehen. Phantastisch spukt im Kopf der Autorin eine Vorstellung von ritterlicher Erotik, die sich meines Erachtens mit der herkömmlichen Natürlichkeit auf Kriegsfuß stellt. So bleibt zwischen dem Dugendmann mit der begehrliehen Männlichkeit und dem hyperfensitiven Weibe eine stete Spannung. Aus dieser Spannung leimt hauptsächlich die Revolution der Autorin; dieses Gefühl wird man nicht los. Erst am Schluß werden die Romanelemente, die vorher immer mitspulen, abgestreift, und die Verfasserin ringt sich zur Konzentration durch. Das Buch ist um so interessanter, als Marie v. Kathusius eigentlich ihre innerste Verliebtheit in das feudale Leben nicht verbergen kann, sich instinktiv gegen „Wichsstiebel und Röllchen“ aufbäumt — das Falali ist ihr die Fanfare der Lebensfreude — und dennoch die tiefere Erkenntnis in ihrem Herzen siegt.

**Leon Frapio: Die Figurantin.** Richard Sattlers Verlag, Leipzig. Die Geschichte des Dienstmädchens oder vielmehr die Tragik des Dienstmädchenschicksals in einem sozialen Roman zu gestalten, hat schon Klara Wiebig in ihrem Zweibänder „Das tägliche Brot“ versucht. Auch die Concours haben in Germinie Lacerteux die Dienstmädchenpsychik der Betrachtung für wert gehalten, wenn gleich es weder ihnen noch der Wiebig gelang, in ihrer episodischen Schilderung tendenziös gefährlicher Einzelfälle das Problem Herrschaft und Gesinde in seiner ganzen tieferen Bedeutung aufzurollen. Auch Frapio faßt seine Aufgabe noch zu romanhaft; ein bishigen Kolportagegeist hat sich in seine Ausführungen eingeschlichen. Der Autor stellt in seinen sozialen und kulturellen Streiflichtern die Komik der Dinge zu absichtlich in den Vordergrund, bei aller Ironie ist das Unterhaltungsbedürfnis der Menge zu sehr berücksichtigt, so daß sein Buch ernstlich aufzurütteln wohl kaum vermag. Mehr als die Rote der Dienstmädchen spiegeln sich bei Frapio die Herrschaften, und das ist vielleicht nicht weniger wichtig für eine Umkehr im Barbarentum der Arbeitgeber. Suletie

ist das Mädchen vom Lande, das in den Sumpf der Großstadt gerät, vor den Gemeinheiten kleiner galliger Bürgerleute, später den Verführungen großer Herrenjöhne ausgesetzt ist, in die Hände von Ruppierinnen gerät, natürlich eine Schwangerschaft mit dem dazu gehörigen Martyrium unehelicher Mutterschaft ausgeübt bekommt, nach und nach moralischen Bankrott macht und endlich selbst Glückserzögerin wird, indem sie mit gleichgültigem Gewissen und der Lust an Rache für die Unbill, die ihr das Leben zufügt, den begehrliehen Lüste erotischer Dienstherren gefügig wird. Man muß zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, um den Bedruff auch dieses Buches zu verstehen. Racht' eine Dame wird vielleicht ein wenig nachdenklicher werden, findet sie hier ihre Mitschuldigen wirklichkeitsgetreu geschildert, denen sie gleicht wie ein Ei dem anderen. Ohne Hygiene, ohne Wohlwollen, ohne Freistatt der Gedanken findet sie das Dienstmädchen zur Sklavin erniedrigt. Darf sie sich wundern, daß das Mädchen lieber auf die Strahe geht und die sprichwörtliche Dienstbotennot heraufbeschwört? Wer ist dafür verantwortlich zu machen? Rächten sich die „feinen“ Herrschaften nicht selbst ihre Feinde? Ist es eine sauberere Sache, wenn ein Dienstmädchen allen Schmutz der Herrschaft aufräumen, ihren Staub einatmen und hinunterschlucken muß und dafür nur ein canaille behandelt wird? Schlimmer jedoch noch als die großen Sklavenhalter sind die kleinen. Die armseligen Krämerseelen, die Bourgeois mit lärglicher Pension oder knappem Verdienst, die es den feinen Herrschaften nachmachen wollen und zur Wahrung des Deloriums das Dienstmädchen als Figurantin brauchen. Hier hat sich ein verkaufte Geschöpf die Hölle; alle Niedrigkeit der Gesinnung löst sich an dem armen Opfer verschämter oder richtiger unverschämter Bettelwirtschaft. Das Kapitel, in dem Frapio eine verhungerte brutale Familie dieser Art zeichnet, ist wohl das verdienstvollste des Buches; er hat sie gut beobachtet, die Herzensrotheit, den erbärmlichen Geiz, die drapierte Schabigheit, und er geißelt mit ironischer Treffsicherheit die Ueberhebung des standesgemäßen Proletentums über das machtlose Proletariat, das für Lumpenlohn ausgebeutet und skataniert wird. Der abenteuerliche Lebenslauf seiner Suletie ist als Geschichte an sich nicht allzu fesselnd, doch was der Autor von französischen Verhältnissen erzählt, das gilt auch für deutsche. In der fünften Etage des Pesthodes, in der alle Lebenslasten zusammenfließen, dem großen Ventil angefallenen Grolls, wie bei uns die Gemüskeller und Milchläden, werden kämpferische und resignierte Gefühle ausgelöst. Dem weiblichen Dienstmädchen fehlt der Schutz der gewerblichen Arbeiter. Wird Frapio's Buch einen Schritt weiter führen im Kampf um die Organisation der Dienstmädchen?

**Sepp Schluiferer: Fern von Europa.** München, Verlag Lothar Joachim. Da wir bei den Wüdhern der Geißeliebe und Bedruffe sind, muß auch dieses vortreffliche Büchlein genannt werden, das das schöne Land Tirol ungehämmt zeigt und darob einen neuen Tiroler Aufstand verursachte. Ludwig Thoma und Josef Kueederer haben in diesem famosen Kulturhilderberer Sepp Schluiferer, hinter dem sich ein Kustfeiner Lehrer verbirgt, der der Steinigung durch das biedere Gebirgswolk nahe war, einen starken Kollegen bekommen. — Das Paradies der „Schpäächtländl“ nennt der geizene Schilderer „Tarrol“, und ebenso hart wie diese Namenswandlung sind die Erfahrungen, die der Verfasser in „Jamschbruch“ und anderen schönen Flecken in „finsternen Breiten“ gemacht hat. Völkische Eigenart wird hier mit einer geradezu genialen Beobachtungs- und Darstellungsgabe analysiert. Auf Defregger-Bildern, in Ganghofer-Geschichten, welch ein frommes, treueriges Geschlecht lächelt, senktert und jodelt da heiter im glaubensseligen Tirolerlande! Der satirische Griffel Sepp Schluiferers aber zeigt das naive Geschlecht der ungewaschenen Deandle und der Sommerfrischlergeier und „Gauer“, den Schwindel der Bauerntheater, den Kretinismus der I. L. Beamten in der Hauptstadt Jamschbruch, die Moral im Schnee und auf Laubhausen, die Schädeltypen der ehrengedachten Männer, das weiterende Muderium der Schwarzröde, den engen Bund zwischen Vigotterie und Verbrechen, namentlich bei unehelichen Geburten, und allerlei Intimes von Charakter, Sitten und Gebräuchen des gottesfürchtigen Bergvolkes mit einer Kraft der Offenheit und soviel ethischer Ironie, daß sie den erbarmungslosen Entlarver häuerlicher Biederkeit Seite an Seite mit uneren souberränen Satirikern stellt. Kulturellen Wert besitzt namentlich das Kapitel „D' Juda san do!“, in dem die wirtschaftliche Indolenz und Verlotterung der Taroller glänzend beleuchtet wird. Besondere Beachtung verdient auch die nachdenkliche Studie über tirolerische Vorniertheit: „Der Sozi“. Kein Wunder, daß es dem Verfasser erging wie einst Klara Wiebig im bescheidigten Eifelgebiet; auch die Referenten und Zeitungen, die Sepp Schluiferer lobten, wurden vom sittlich entrüsteten Tirol bedroht. Rächten doch recht viele blinde Tirolschwärmer von Schluiferers Wahrheiten und Offenbarungen profitieren, wenn diese Erkenntnis auch den Profit des Landes Tarrol schmälert.

**Anatole France: Thais.** München, Pieper u. Co. Es ist immer ein Genuß, in den antikifizierenden Wüdhern von Anatole France heidnischen und modernen Geist in künstlerischer Feinheit verschmolzen zu sehen. Das in alten Folianten eingeschlossene Leben blüht auf in einem von Grazie und Ironie vergoldeten Stil, und in einer erstaunlichen Beweglichkeit der Gedanken mischt sich Archaisches mit dem Fühlen der Gegenwart. Die ewig gleich-

## Kleines feuilleton.

### Kunstgewerbe.

Die zweite Ton-, Zement- und Kalkindustrie-Ausstellung wurde dieser Tage in Baumgartenweg unter den üblichen Feierlichkeiten eröffnet. Sie verfolgt, wie der ganze Aufbau, die Anordnung und Einrichtung deutlich erkennen lassen, eine doppelte Tendenz. Einmal dient sie selbstverständlich den Fachleuten der betreffenden Industrie zur Orientierung, aber ein nicht geringer Teil der Ausstellung wendet sich auch an die große Masse des Publikums, und man muß zugeben, daß die Leitung sich in dieser Beziehung alle Mühe gegeben hat und daß manche gute Anregung davon ausgehen wird. Vom technischen Standpunkt aus zerfällt die Ausstellung in zwei große Abteilungen. Die eine zeigt die Maschinen, mit deren Hilfe Ton, Kalk und Zement gewonnen, bearbeitet und geformt werden; die andere die fertigen Produkte und ihre vielseitige Verwendung im Haushalt und in der Industrie, in der Bau- und bildenden Kunst. Ton, Zement und Kalk bilden den Kern der Ausstellung, aber auch Eisen- und Holzkonstruktionen, die chemische Industrie und andere Industrien, soweit sie einen auch nur entfernten Zusammenhang mit jenen haben, sind reich vertreten. Nur ist merkwürdigerweise die Verbleist- und Terrakottenindustrie (die in den letzten Jahren ständig im Niedergange begriffen war) auf der Ausstellung gar nicht vertreten.

Die technische Abteilung ist besonders reich mit Maschinen der verschiedensten Konstruktionen besetzt, die die frühere Handarbeit des Zieglers, die noch vor ganz kurzer Zeit als total unerlässlich galt, durch die rascher, besser und rentabler arbeitende Maschinenarbeit ersetzen sollen. Von den riesigen Steinquettschen bis zu den Modellen ausgebehneter Brennofenanlagen ist alles vertreten. Verschiedene Sprengstofffabriken haben sehr anschauliche Modelle aufgebaut, um die Sprenganlagen in den verschiedenen Gesteinsarten (u. a. auch eine besondere Methode, die bei uns weit verbreiteten Findlinge ohne Bohrlöcher zu sprengen) zu demonstrieren. Besonders instruktiv wirkt die kleine Ausstellung des Igl. Materialprüfungsamtes in Groß-Lichterfelde. Die Unterschiede der verschiedenen Materialien in ihrem Verhalten gegen Zug und Druck, ihre Fehler, wie Gufehler des Eisens, Wasserstoffkrankheiten der Metalle u. dgl. mehr, sind durch gut angeordnete Beispiele höchst anschaulich gemacht. Die Wirkungen eines Sandgebälges auf eine Anzahl natürlicher und künstlicher Gesteine zeigen ihre verschiedene Widerstandsfähigkeit gegenüber der Erosionswirkung des Windes.

Unter den Fabrikaten verdienen neben allen möglichen Zementarten herborgehoben zu werden, die eine geradezu überraschende Mannigfaltigkeit darbietenden Kunststeine, wie künstlicher Marmor, Kalkstein usw., die nicht allein technisch eine außerordentlich vielseitige Verwendung zulassen, sondern auch sehr vornehm zu wirken vermögen. Die Berginspektion der Müldersdorfer Kalkbrüche ist zum Beispiel mit einer Kollektion ihrer Produkte vertreten. Zu erwähnen wäre ferner der Pavillon der märkischen Ziegeleien, der in mittelalterlichem Stil gehalten ist, und der moderne der Beltener Ton- und Kachelindustrie. Der letztere enthält eine Reihe von zum Teil prachtvollen Kachelöfen, in Entwürfen u. a. von Friedrich Benoit, L. Peters, Willi Weidner, die dieses gemüthliche Möbel gegenüber den zwar bequemen, aber dafür um so häßlicheren Zentralheizungsrohren wieder schätzen lehren. Ueberhaupt verdient die Ausstellung in künstlerischer Beziehung alle Anerkennung. Die untereifflische Tonindustrie (wir vermischen aber sehr die hessische, rheinische und anhaltinische!) weist eine reiche Kollektion von Typen bäuerlicher Kunst und solchen modernen Geschmacks auf.

In dem sogenannten römischen Haus, das ein farbenprächtiges Diorama der Ruinen des Kaiserpalastes zu Triest enthält, sind u. a. eine Anzahl beachtenswerter Grabsteinmodelle untergebracht. Der Musterkirchhof mit seinen Urneurnischen ist trotz vieler schöner Einzelheiten nicht ganz geglückt; die aus Ziegel aufgebauten Grabdenkmäler wirken geradezu beleidigend. Am besten gefiel uns die aus „Trudelit“ hergestellte Gruppe der Berlin-Wilmersdorfer Kunstwerkstätten von Prof. Robert Schirmer mit ihren fein abgetönten Farben und der jeweilig dem Charakter der Steine angepaßten Linienführung. Dagegen ist der Pavillon, der die Erzeugnisse des dem deutschen Kaiser gehörigen Tonwerkes Cabines birgt, von einer auffallenden Geschmackslosigkeit, der natürlich auch der byzantinische Unterton nicht fehlt.

Der Ausstellungsleitung möchten wir noch raten, die Fertigstellung der fehlenden Teile der Ausstellung — und es fehlt noch sehr viel! — etwas zu beschleunigen; es ist kein Vergnügen, ständig über Gerüstbalken zu stolpern und bis über die Knöchel im Wausand zu waten. Auch läge es in ihrem Interesse, wenn sie einige Verkaufsstände, die einen direkten Anreiz zur Charakter tragen, entfernen ließe. Hoffentlich ermöglicht sie auch den etwas hohen Eintrittspreis von 1 M., wenigstens für größere Gruppen, Vereine und Verbände, damit auch Arbeiter, für die es hier so viel des Interessanten und Lehrreichen zu sehen gibt, die Ausstellung besuchen können.

bleibenden Instinkte der Menschheit werden bestrahlt von des Autors weltreiferem Blick. Er zeigt, gleicherweise erfüllt von Eklektizismus und Epikuräerthum, wie eng beieinander die Gedanken wohnen, doch hart im Raume sich die Dinge stoßen. Das stärkste dieser Erde ist der Wahn. Ein Opfer dieser stärksten Gewalt wurde Paphnucius, der heilige Mönch aus dem alten Alexandria. Er will die Freuden- spenderin Thais zu Gott belehren und erliegt selbst dem Zauber der Wüthlerin. Diese aber, des schwelgenden Votterlebens satt, wird von der Stimme des frommen Warners getroffen und folgt ihm in ein Kloster, Paphnucius aber vermag in seiner Einstelelei das zehrende Feuer seines begehrligen Fleisches nicht zu löschen. Alle Kasteiungen, das Marthrium als Säulenheiliger, der lobende Wahn, daß die Keuschheit gottgefällig sei, bringen seine gemarterte Seele nicht zur Ruhe. Und endlich eilt er in das Kloster der Thais, um sein Verlangen nach der schönen Wüthlerin zu stillen. Er trifft sie sterbend. Seine Liebesrasereiern vermögen sie nicht ins Leben zurückzurufen. Schaudernd erkennt er: Gott, der Himmel, alles ist nichts. Das einzig Wahre ist das irdische Leben und die Liebe der Geschöpfe. So scheidet er alle Bücher des altertümlichen Chronisten stets die Vernunft, Heiliges verkehrt sich in Profanes, Profanes in Heiliges, die Asele, die Gottesgebot war, wird zur irdischen Wollust, in den Gesang der Sitanen mischt sich anstößige Lebenslust. Anatole France ist ein Geist, der die „Grenzen der Menschheit“ begriffen hat. Er sitzt schwelgend am Tische Platos, taucht unter in mittelalterliche Mystik, kostet als leidenschaftlicher Bibliophile die geheimen Wissenschaften, bezaubert sich an Legenden, das Kreuz blüht in seine Philosophien, Silene tanzen mit Skutenmännern, er ist Alchymist und Spiritist und doch auch wieder Fatalist, ein freier Geist, der zuletzt an nichts glaubt als an urewige Naturgesetze. Ein Hymnus an die ewigen Naturgesetze ist Thais, die Geschichte der Kasteiung, die die Zweideutigkeit und Hinfälligkeit menschlicher Doktrin schmerzlich beweist. Mit dem Dichter vermischt sich der Denter, seine Geschichten sind eigentlich ein einziges Fest des Geistes. Die Gäste, die der alte Catta bewirtet, halten geflüsterte Gespräche, die in zierlichen Wendungen mit den Dingen spielen. Der Dichter verliebt sich in die glänzend stilisierten Philosophien, streichelt und kost sie, und sein aus vielen Quellen zusammenfließender Geist hängt diese Ideenblätter wie Guirlanden um seine Geschichten. Diese Vorliebe ist der größte Vorzug der Bücher Anatole Frances, sie verleugnet sich auch nicht, wo er Modernes oder Neuzeitliches satirastisch-phantastisch formt wie in dem grotesk-nachdenklichen Roman: Die Insel der Pinguine.

Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane; jeder Band 1 M. in Leinen 1,25 M. — Diese kleine, billige, vorzüglich ausgestattete Bibliothek ist nun schon zu einer stattlichen Sammlung herangewachsen. Sie ist nach wie vor von gutem Geschmack geleitet und hat sich bis jetzt noch niemals in der Wahl des Gebraachten vergreifen. Wir finden alle gute Namen in ihr vereinigt, bekannte und neue; erklärte Dichter, deren Werke bis jetzt nur in teureren Ausgaben vorlagen, werden hier zu kleinem Preise dem Volke zugänglich gemacht, und manch eine interessante Bekanntheit mit wertvollen, bisher Unbekannten aus der Literatur vermittelt. Die Fischersche Bibliothek unterscheidet sich von verschiedenen wohlfeilen Editionen durch ihre streng sichtigende Gewissenhaftigkeit; sie sündigt nicht auf ihre ansprechende äußere Einleitung hin, fällt die Reihe nicht mit minderwertigem Material, sondern gibt der Form auch einen soliden guten Kern. Von der Gebiegenheit dieses Unternehmens überzeugen ohne weiteres die bis jetzt erschienenen Namen; als einige von den letzten Bänden nenne ich nur Fontane und Hermann Bang. Vom Schilderer der Mark Altmeister Fontane grüßt uns in diesem Jahre in handlicher Form, die das Lesen an sich schon zum Genuß macht, die reizvolle Erzählung Cecile, in der der ernst-schallhafte Weiblenner die Galerie seiner Frauengestalten um ein laprizios differenziertes Exemplar bereichert, das ebenso anziehend wie beklagenswert ist. Hermann Bangs meisterlich durchgeführte Geschichte „Am Wege“, die die zerreibende Macht des Philisteriums schildert, in dem eine sehnsüchtige Frauenseele zugrunde geht, ist psychologisch Feinheiten voll. Des dänischen Dichters Lieblingsthema von der Tragik des Alltags ist hier wieder mit jener vibrierenden Stimmungskunst behandelt, die wir an Bang so sehr schätzen. — In Laurids Bruun machen wir die Bekanntheit eines Landsmannes Bangs und entdecken ihn auf den Spuren Multatulis. In Van Zantens glücklicher Zeit erzählt er uns — wie jener — von einem Beamten der holländischen Kolonien, der, wie Mag Havelaar, in der europäischen Kultur den Niesel vor natürlichem Gluck erblickt. Das Buch interessiert vor allem durch das Ethnographische. — Von Robert Jaques, der sonst an der krankhaften Wilschreiberei laboriert, liegt eine anschauliche Geschichte „Der Hafen“ vor, die ebenfalls durch frische Bilder des Dertlichen ergötzt. Eine große Freude aber bereitet der Roman Anny Demlings: „Oriol Heinrichs Frau“. Die Verfasserin weckt von der ersten bis zur letzten Zeile unsere Aufmerksamkeit, ein starkes Talent offenbart sich in dieser feilich vertieften Kunst der Verfasserin. Man darf dem Verlag für diese Gabe dankbar sein; weiter auf diesem Wege wird die Fischersche Bibliothek zeitgenössischer Werke sich bald einen festen Platz beim lesenden Publikum, besonders im Volke erobern haben und einen Ehrenplatz dazu.

O. V.